

Die schöpferische Dynamik der Natur

Vom Zusammenwirken ökologischer, ästhetischer und religiöser Perspektiven

Regine Kather

Vortrag bei der Tagung „Was wir lieben schützen wir“, Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Tagungszentrum Hohenheim, 11.-12.05.2019

Gliederung

- Teil 1: Antike und Mittelalter
- Teil 2: Die moderne Naturwissenschaft
- Teil 3: Ist das Physische vollständig physikalisierbar?
- Teil 4: Ästhetische und spirituelle Motive
- Teil 5: Spuren des Göttlichen
- Teil 6: Zusammenfassung

Teil 1: Antike und Mittelalter

Ich möchte den Vortrag mit einem kurzen Rückblick auf zwei historische Positionen beginnen, die den Hintergrund bilden für die Fragen, wieso man Natur heute in der Regel ohne ästhetische und religiöse Aspekte versteht und unter welchen Prämissen man diese Dimensionen wieder integrieren kann.

In Antike und Mittelalter waren Naturforschung, Ethik und Religion untrennbar verbunden. Voraussetzung waren zwei Prämissen:

- Zum einen ging man von Platon bis zu Cusanus im 15.Jh. davon aus, dass aus dem schieren Nichts nicht etwas, und schon gar nicht ein so komplexes und hochgradig strukturiertes Etwas wie der Kosmos entstanden sein konnte. Etwas zu schaffen setzte schon im menschlichen Bereich eine planvoll wirkende Vernunft voraus. Da jedoch die menschliche Vernunft niemals in der Lage gewesen wäre, die Ordnung des Kosmos zu erzeugen, musste dessen Ursache eine die endliche Vernunft weit übersteigende göttliche Vernunft sein. Anders als die menschliche musste diese alles, was möglich war, gleichzeitig präsent haben, um es, wie es im Buch ‚Weisheit‘ heißt, ‚nach Maß, Zahl und Gewicht‘ zu ordnen. Sie musste also selbst ewig und unwandelbar sein. Überdies genügte es nicht, wenn sie nur die *Ordnung* der Dinge erzeugte. Sie musste auch deren *Sein* ermöglichen. Die Gottheit erschien daher nicht als bewirkende Ursache, nicht als

ein Techniker, der ein schon vorhandenes Material zweckvoll arrangiert, sondern als Seinsgrund. In einem schöpferischen Akt erzeugte sie mit dem Sein der Welt auch deren Ordnung. In der sinnlich-sichtbaren Natur spiegelte sich daher für den Betrachter das schöpferische Wirken der göttlichen Seinsfülle. Die Natur nur als *natura naturata*, als Ansammlung in Raum und Zeit vorhandener Formen zu beschreiben, wäre daher verkürzt gewesen. Sie war kein ‚mechanisches Hebelspiel‘, wie der Neuplatoniker Plotin im 3. Jh. bemerkte, sondern Ausdruck einer schöpferischen, Gestalt verleihenden Kraft. Diese erzeugte die Vielfalt sichtbarer Formen, die wir gemeinhin als Natur bezeichnen, indem sie den einzelnen Wesen und der Natur als ganzer eine innere Einheit verlieh.¹ Natur, so schrieb noch Spinoza im 17. Jh., sei wesentlich *natura naturans*. Sie gleiche keiner Maschine, die man in Einzelteile zerlegen könne, sondern einem Organismus, in dem die einzelnen Teile untrennbar miteinander verbunden sind. Jedes Lebewesen hatte daher auf seine besondere Weise Anteil an der schöpferischen Dynamik des Urgrundes. Nur dadurch war es lebendig und fähig, sich aus eigenem Antrieb und gemäß seinem Wesen zu entwickeln. Die Zusammenstimmung der verschiedenen Komponenten wurde als Harmonie empfunden.

Gestaltetheit aber war für das griechische Empfinden immer mit dem Erleben von Schönheit verbunden: Natur ist schön, weil sie an Struktur und Gestalt objektiv teilhat. Sie ist nicht nur schön, weil sie der betrachtende Mensch so sehen will.

Außerdem hatten alle endlichen Wesen durch die Teilhabe an der schöpferischen Dynamik des Urgrundes auch einen gewissen Eigenwert. ‚Gott‘, so heißt es etwa im ersten Schöpfungsbericht der Genesis, ‚sah, dass es gut war‘. Ethische Werte beruhten nicht auf dem Konsens, den eine bestimmte Gruppe von Menschen aufgrund von Traditionen, rationalen Erwägungen oder bestimmten Interessen bildete. Werte waren durch das Sein der Dinge selbst vorgegeben und konnten nur erkannt, anerkannt und respektiert werden. Der Fähigkeit, die Welt und ihren Ursprung zu erkennen, verdankten die Menschen ihre einzigartige Stellung. Nur sie konnten im Handeln bewusst Werte verwirklichen und sich in der reinen Anschauung, der Kontemplation, dem göttlichen Urgrund zuwenden, - oder sich von ihm abwenden. Nur derjenige, der den Grund seiner Existenz kannte, wusste um das wahre Ziel seines Lebens. Diese Form des Erkennens freilich nicht dadurch möglich, dass man sich Gott wie einen Gegenstand gegenüberstellte. Man musste an seiner schöpferischen Kraft teilhaben, mit ihr eins werden.

- Die zweite Prämisse war, dass das systematische Experiment und damit die technische Vermittlung noch nicht als Methode der Naturforschung etabliert waren. Diese beruhte noch auf der umfassenden Beobachtung der Phänomene in ihrer Komplexität und einer überwiegend kontemplativen, betrachtenden Einstellung.

Im Ergründen dessen, ‚was die Welt in ihrem Innersten zusammenhält‘ vollzog sich immer auch eine Bildung des Charakters und damit ethischer Haltungen. Die Vertiefung in die Ordnung der Natur erweckte im Menschen das Wissen um seine Eingebundenheit in das All wieder. Er lernte, sich im rechten Verhältnis zu den sein eigenes Leben weit übersteigenden zeitlichen Dimensionen zu sehen. Er begriff die Grenzen der Technik, dessen also, was er selbst machen konnte. Dadurch rief die Naturbetrachtung ethisch bedeutsame Haltungen wie Demut, Freigebigkeit, Selbstgenügsamkeit, Bescheidenheit und Gerechtigkeitssinn hervor. Der Neuplatoniker Simplicios schrieb etwa um 540 nach Christus in einem Kommentar zu Aristoteles’ Physik: „Kommt man nicht so durch die Naturwissenschaft zu der kühnen Erkenntnis, dass wir als lebende Wesen ein unmerklicher Teil des Universums sind, und dass die Spanne unseres Lebens nichts ist verglichen mit der Dauer des Universums, und dass alles Erschaffene notwendig in Vernichtung enden muss, die eine Auflösung ist in die Elemente und eine Rückkehr der Teile in ihre Ganzheiten, eine Verjüngung des Gealterten und eine Wiederherstellung der Verbrauchten?... Es ist offenkundig, dass die Naturwissenschaft es vermag, Verstehen zu erzeugen, das viel Verwandtes mit dem intuitiven Erkenntnisvermögen der Seele aufweist. Sie macht die Menschen großmütig und nobel. ... Sie macht die Menschen frei, weil sie sie dazu bringt, sich mit Wenigem zu begnügen, mit anderen gern zu teilen, was sie besitzen und nicht auf die Gaben anderer angewiesen zu sein. Ihr höchstes Gut aber ist, dass sie der beste Weg ist zur Erkenntnis des spirituellen Seins und zur Betrachtung der... göttlichen Formen.“²

Indem der Betrachter eine höhere Vernunft in der Natur wirken sah, konnte er sich selbst als Vernunftwesen und zugleich als Teil der Natur verstehen. In ihm selbst wie in anderen Kreaturen war, wenngleich in unterschiedlicher Weise, dieselbe Kraft wirksam. Unter dieser Perspektive konnten materieller Wohlstand und Technik nur begrenzte Hilfsmittel für die Bewältigung des Alltags sein. Sie schufen den nötigen Freiraum, um sich auf die wesentlichen Dinge des Lebens zu konzentrieren.

Teil 2: Die moderne Naturwissenschaft

Im Unterschied zur antiken und mittelalterlichen Naturbetrachtung beruht die moderne Naturwissenschaft ebenso wie die Philosophie nach Kant auf der Trennung von Religion, Ethik, Ästhetik und Naturerklärung: Sie basiert auf dem Ausschluss von Zweckursachen aus der Natur und dem Bestreben, alle Prozesse rein kausal-mechanisch und bestenfalls bei biologischen Prozessen auch noch funktional durch kausale Rückkoppelungsprozesse als Grundlage von Selbsterhaltung und Selbstorganisation zu erklären. Ein Stein, der einen Abhang hinunterrollt, bewegt sich nicht zielgeleitet zu seinem natürlichen Ort; er wird aufgrund kausalmechanisch wirkender Kräfte bewegt und würde sich geradlinig gleichförmig weiterbewegen, wenn er nicht durch Reibungswiderstände oder andere Kräfte abgebremst oder beschleunigt würde.

Entscheidend für die Naturwissenschaft ist zudem die auf empirischen Messverfahren aufbauende Methode, die sowohl ihre Stärke wie ihre Grenzen beinhaltet. Systematische Experimente, die reproduzierbar und damit von jedermann überprüfbar sein sollten, setzen eine bestimmte Technik voraus. Der Fortschritt der Naturwissenschaft hängt daher auch von der Entwicklung immer besserer Geräte und damit vom Fortschritt der Technik ab. Experimente verlängern jedoch nicht nur die Sinneserkenntnis, sondern transformieren sie in charakteristischer Weise. Qualitäten werden in Quantitäten überführt. Nicht die Farbe Gelb in ihrer eigentümlichen Qualität oder gar ihrer symbolischen Bedeutung, sondern nur die Wellenlänge ist messbar.³

Naturwissenschaftliche Theorien stützen sich nur auf in systematisch durchgeführten Experimenten gewonnene empirische Daten. Dadurch sind diese vollkommen unabhängig vom Bezug auf das wahrnehmende Individuum und damit unabhängig von qualifizierten Sinneswahrnehmungen, Gefühlen, Intentionen, Bedeutungen und Werten. Die empirischen Wissenschaften erklären die Welt, lebende Wesen eingeschlossen, nur unter der Perspektive des außenstehenden Beobachters, der der dritten Person. Nur dann gelten sie als objektiv wahr und intersubjektiv verbindlich.

Damit verändert sich das Verhältnis des Seins zum Sollen und mit ihm das der Menschen zur Natur und der Natur zu Gott fundamental: Aus dem rein naturgesetzlich bestimmten Sein der Natur lassen sich keine ethischen und ästhetischen Werte und schon gar kein übergreifender Sinn des Universums ableiten. Werte und Ziele beruhen fortan allein auf Setzungen des menschlichen Geistes, auf Konsens, Tradition oder Gewohnheit, mithin auf sozialer Konstruktion. Dadurch steht der menschliche Geist mit seinen Zielen und Werten und seiner Suche nach Sinn einer scheinbar zwecklosen, rein kausal zu erklärenden

Natur gegenüber. Das erkennende Subjekt steht dem erkennbaren Objekt ohne jede innere Beziehung gegenüber.⁴

Seit der Neuzeit trennt daher eine unüberbrückbare Kluft den menschlichen Geist mit seiner Fähigkeit zu wissen, zu denken, Ziele zu setzen und nach Bedeutung und Sinn zu suchen von der übrigen Natur, deren ziel- und sinnlosem Kräftespiel er sich als körpergebundenes Wesen hilflos ausgeliefert fühlt. Er kann sich als mit Vernunft begabtes Wesen nicht mehr zugleich als Teil der Natur sehen. Er fühlt sich als ein Fremdling, der ungefragt in eine, physikalischen Gesetzen gehorchende, berechenbare, rein materielle und damit sinnlose Welt hineingeworfen wurde. Er sei, so klagte erstmals Pascal, wie ein Schilfrohr, das von den Kräften des Windes in jedem Augenblick abgeknickt werden könne; seine Tragik bestünde jedoch darin, dass er als denkendes Wesen um seine Ohnmacht wisse.⁵ Zwar kann ein Mensch noch immer sein Herz voller Sehnsucht Gott zuwenden, doch in der Welt ist die Spur Gottes erloschen. Nichts in ihr verweist mehr über diese hinaus auf den sie tragenden Grund. Gott selbst hat sich verborgen. Entfällt auch der Bezug zur Transzendenz, ist, wie Nietzsche glaubte, Gott tot, dann gibt es keine Möglichkeit mehr, universal gültige Werte zu begründen. Das menschliche Leben erscheint nur noch als das zufällige Produkt einer langen Folge von Ursachen und Wirkungen. Hätte irgendein geringfügiges Ereignis nicht stattgefunden, dann gäbe es den Menschen als Gattungswesen und überdies diesen besonderen Menschen nicht; nach seinem Tod wird die Erinnerung an ihn daher nur noch im Gedächtnis einiger Menschen eine kleine Weile überdauern. Seine Existenz schwebt buchstäblich über dem Abgrund des Nichts.

Seither bewegen sich alle modernen Theorien vom Menschen wie zwischen Scylla und Charybdis: Entweder halten sie an einem unüberbrückbaren Dualismus von geistigen und körperlichen Funktionen fest, - oder sie versuchen die menschliche Innenwelt kausal aus neurophysiologischen und genetischen Prozessen abzuleiten. Dann aber wäre sogar das eigene Ich eine reine Illusion, die das Gehirn zur besseren Sortierung von Daten erzeugt. Die Fremdheit des Menschen in seinem eigenen Körper und in der Ordnung der Natur ist somit ungleich radikaler als sie es vor dem Hintergrund religiös motivierter Weltverachtung jemals war. In ihr diagnostiziert der Philosoph Hans Jonas daher nicht nur ein unzulässig verkürztes Selbstverständnis des Menschen und der Natur, sondern auch die Ursache des modernen Werterelativismus und Nihilismus, der Überzeugung also, dass nur der Mensch durch seine Pläne und Entwürfe seinem Dasein für eine kurze Zeit einen begrenzten Sinn verleihen kann.⁶ Werterelativismus und Nihilismus hängen daher

unmittelbar mit dem Verständnis der Natur zusammen und lassen sich nicht ohne dessen Korrektur beheben.

Teil 3: Ist das Physische vollständig physikalisierbar?

Aber stimmt es wirklich, dass das Physische vollständig physikalisierbar ist? Ich möchte mich im Folgenden den Ansätzen zuwenden, die zu einem anderen Verständnis der Natur führen, weil sie eine andere erkenntnistheoretische Einstellung voraussetzen. Sie beruht nicht auf der Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt, sondern auf physio-psychischer Partizipation, auf Teilhabe aneinander.

Als Ausgangspunkt möchte ich die Bilder von Ansel Adams⁷ nehmen. Es handelt sich nicht um Bilder einer von Menschen gestalteten Landschaft, einer Kulturlandschaft, sondern um Bilder von einer von Menschen über lange Zeit weitgehend unveränderten Natur. Dank der Nationalpark-Idee, die erstmals in Yellowstone in den USA 1872 verwirklicht wurde, und die, wie am Nordeingang des Parks zu lesen ist, die beste Idee ist, die Amerika je hatte, gibt es zumindest noch einige Gegenden in der Welt, in der man sich der unberührten, wilden Natur aussetzen kann.⁸ Da der Kontrast zu unserer gewohnten Umwelt heute viel größer ist als in Antike und Mittelalter, weil wir fast nur noch Kulturlandschaften kennen, eignen sich diese Beobachtungen in besonderem Maße dazu, ein rein naturwissenschaftliches Konzept von Natur zu hinterfragen. Dabei handelt es sich nicht um rein theoretische Reflexionen, sondern, wenn auch in anderer Weise als in den Naturwissenschaften, um konkrete, von vielen Menschen nachvollziehbare Beobachtungen. Die Nationalparks sind insbesondere in den USA eine Art Experimentierfeld, in dem modellhaft ein anderes Verhältnis von Menschen und Natur erprobt wird. Es zielt auf eine neue Synthese naturwissenschaftlicher, vor allem biologischer, geologischer und ökologischer Analysen mit ästhetischen Erfahrungen, ethischen Urteilen und spirituellen Dimensionen. Dass dieses Bemühen bis heute leitend ist, verdankt sich dem glücklichen Umstand, dass schon die ersten ‚Naturalisten‘, Naturschützer also, mehrere Fähigkeiten in sich vereinten: Anders als bei Hölderlin und Novalis verband sich insbesondere bei John Muir, einem der prägenden Gestalten dieser Bewegung, die Begeisterung für die Schönheit der Natur und ihre spirituelle Dimension mit der Begabung zu detaillierten empirischen Beobachtungen. Ihm verdanken sich nicht nur sorgfältige Studien der Lebensformen von Pflanzen und Tieren, sondern auch die damals noch heftig bestrittene Erkenntnis, dass die Geologie der Sierra Nevada in Kalifornien wesentlich von Gletschern geformt wurde, die längst verschwunden waren. Das Bewusstsein, dass man zumindest ausgewählte Areale der Natur vor den Zugriffen der

Menschen schützen müsse, wurde zudem nicht allein durch den Schrecken über die rasant fortschreitende Ausbeutung der Natur geweckt, sondern vor allem auch durch die Erfahrung ihrer einzigartigen und verletzbaren Ästhetik. Sie wurde als Bereicherung des menschlichen Lebens begriffen, als ein Moment von Lebensqualität. Sie ‚für das Wohlergehen und zur Freude der Menschen zu erhalten‘, wie es am Roosevelt-Bogen am Nordeingang von Yellowstone heißt, wurde daher zu einem Leitmotiv. Maler wie Thomas Moran⁹, dessen Gemälde u.a. in der ‚Washington Art Galery‘ zu bewundern sind, dokumentierten die Schönheit von Yellowstone und warben damit öffentlich für den Naturschutz. Auch Anselm Adams, der in den 30er Jahren mit dazu beitrug, dass die Photographie als Kunst anerkannt wurde, lenkte den Blick auf die einzigartige Ästhetik der Natur. Seine Stärke lag darin, die Strukturen einer Landschaft, eines Felsens oder von Bäumen sichtbar zu machen. Gleichzeitig waren Muir und Adams auch begabte Schriftsteller, die ihre Gedanken in Zeitschriften und Büchern publizierten. Dennoch waren Moran, Muir und Adams keine Schreibtischgelehrten; ihre Werke verdanken sich ihrem eigenen Erleben der Wildnis. Dass auch die spirituelle Dimension der Natur einbezogen wird, verdankt sich zwei unterschiedlichen Quellen, die in diesem Fall konvergieren: Der amerikanischen transzendentalen Philosophie, wie sie durch Ralph Waldo Emerson und Henry David Thoreau repräsentiert wurde; und der seit der Mitte des letzten Jahrhunderts beginnenden Integration indianischer Traditionen. Schließlich sollte man auch die Weitsicht einiger Politiker, etwa von Präsident Theodor Roosevelt, nicht vergessen, die in enger Kooperation mit den Naturalisten entschieden, große Gebiete zum Nationalpark zu erheben und damit weitgehend vor ökonomischer Nutzung zu schützen. Wichtig war dabei auch die wohlüberlegte Entscheidung, sich nicht am Vorbild der europäischen Alpen zu orientieren und die Natur durch Hütten und Seilbahnen möglichst vielen Menschen zugänglich zu machen. Die Natur sollte wild bleiben, so dass sich die Menschen ihrerseits in sie einfügen mussten, wenn sie sie erkunden wollten. Menschen sollten sich wie Gäste verhalten, die keine Spuren hinterließen.

Die entscheidende erkenntnistheoretische Prämisse ist freilich, dass Menschen die Natur nicht nur als Objekt ihrer Erkenntnis, ihrer Interessen und ihres Handelns erleben, sondern dass sie in mehrfacher Hinsicht in sie einbezogen sind:

Unter ökologischer Perspektive gilt es die Komplexität eines Ökosystems so weit wie möglich zu erhalten oder wiederherzustellen. Nicht nur Pflanzen und Tieren, die Menschen gefallen oder als harmlos erscheinen, wird ein Lebensraum garantiert, sondern allen Arten. Schon in den 70er Jahren mussten in Yellowstone deshalb die Grizzlies wieder zu ihrer

ursprünglichen Lebensweise zurückkehren, nachdem sie als Touristenattraktion fettgefüttert worden waren; Pumas wurden nicht mehr erschossen und 1995 wurden die bereits ausgerotteten Wölfe wieder eingeführt. Vielfältige Beobachtungen zeigen heute, wie sich ein Ökosystem verändert, wenn nur eine Spezies verschwindet oder neu hinzukommt. Hierzu zwei prominente Beispiele: Die wiedereingeführten Wölfe verändern die Küstenlinien der Flüsse. Wie, denkt man sich, ist das möglich? Es geschieht auf indirekte Weise, indem Tiere wie die Wapitis, die die jungen Triebe von kleinen Bäumen an den offenen Flussufern abgebissen hatten, sich aufgrund der Wölfe wieder in geschützte Wälder und Buschland zurückziehen. Dadurch können die zuvor von ihnen abgefressenen Sträucher und Bäume wieder wachsen. Ein anderes Beispiel ist, dass Angler im Yellowstone Lake Riesenforellen freigesetzt hatten, um ihrer Leidenschaft zu frönen. Diese vernichteten jedoch die dort heimische, viel kleinere Fischart, die den Grizzlies als Nahrung diente. Da die großen Fische unerreichbar waren, weil sie im tiefen Wasser laichten, begannen die Grizzlies damit, im Frühjahr nach der Winterruhe junge Wapitis zu jagen, so dass deren Bestand dramatisch sank. Heute versucht man daher, den von Menschen angerichteten Schaden wieder zu korrigieren, so dass das Netzwerk der Natur rund um den Yellowstone Lake allmählich wiederhergestellt wird.

Dennoch ist es nicht das Ziel, ein statisches Bild der Natur, eine Art Idealzustand zu erhalten. Naturschutz ist, wie es auch im 1970 gegründeten Nationalpark Bayerischer Wald ausdrücklich heißt, Prozessschutz. Zu schützen ist die Kraft der Natur, sich zu regenerieren und ihre Möglichkeiten, ihr Potential weiter zu entwickeln. Der Prozess der Evolution sollte nicht zum Stillstand gebracht werden, er sollte weiter gehen. Lebendig in der Vielfalt ihrer Erscheinungsformen ist die Natur schließlich nur aufgrund dieser Eigendynamik. Dazu allerdings müssen die Menschen der Natur den nötigen Raum geben. Das bedeutet auch, dass man so weit wie möglich ‚Natur Natur sein lässt‘ und soweit wie möglich auch bei Störungen wie Waldbränden, geologischen Veränderungen oder Schädlingsbefall der Natur selbst die Regeneration überlässt. Dabei verändert eine Landschaft ihr Gesicht: Im Fall von Yellowstone ist dies offensichtlich: Aufgrund der von Menschen nicht zu beeinflussenden vulkanischen Aktivitäten im Untergrund verlagern Flüsse ihren Lauf, brechen Böschungen ab oder reißen Straßen auf; aber auch bei den durch Blitzschlag ausgelösten Bränden zeigt die Natur eine erstaunliche Regenerationskraft. Angeregt durch diese Erfahrungen sieht man inzwischen auch im Nationalpark Bayerischer Wald den zunächst für alle erschreckenden Borkenkäferbefall als hilfreich für die Regeneration eines gesunden Mischwaldes an, der eigentlich in diese Klimabereiche gehört und der einer viel größeren

Artenvielfalt einen Lebensraum bietet, als vormals die Fichtenmonokulturen des Wirtschaftswaldes. Auch hier hat sich nach fast 50 Jahren eine neue Ordnung eingespielt, die zumindest für eine gewisse Zeit ein labiles Gleichgewicht beinhaltet: Ein Netzwerk von Beziehungen, in dem jede Art ihre Gegenspieler hat, aber auch die Voraussetzung für ihre eigene Lebensgrundlage wieder findet – und zwar ohne Bejagung.

Die Dynamik der Natur ist der Tatsache geschuldet, dass jedes Lebewesen, Pflanzen, Tiere und ebenso wie Menschen, offene Systeme sind: Sie sind auf ein Umfeld angewiesen, das seinerseits aus einer Vielfalt belebter und unbelebter Formen besteht. Jedes Lebewesen kann nur dadurch existieren, dass es in Verbindung steht mit etwas, das andere Eigenschaften und Fähigkeiten hat als es selbst. Alles in der Welt ist aufeinander verwiesen. „Wir befinden uns“, so formuliert der angelsächsische Philosoph Alfred North Whitehead, „in einer summenden Welt, inmitten einer Demokratie von Mitgeschöpfen.“¹⁰

Einige Beziehungen findet ein Lebewesen vor und muss sich an sie anpassen, um zu überleben, andere konstituiert es selbst aufgrund seiner Bedürfnisse und Interessen. Dadurch sind die Beziehungen zwischen den unterschiedlichen Seinsformen nicht unbewegt und starr. Sie beruhen auf einem unablässigen Austausch von Stoffen, Energie, Gefühlen, Informationen und Ideen. Ein Fels ist der Luft und dem Wasser ausgesetzt und wird im Laufe der Zeit abgetragen. In die Erde, die daraus entsteht, können Pflanzen ihre Wurzeln versenken um die nötigen Nährstoffe aufzunehmen. Die Pflanzen dienen wiederum als Nahrungs- und Heilmittel für die Bedürfnisse von Tieren und Menschen. Alle höheren Lebewesen lernen voneinander; sie kommunizieren und beeinflussen sich in ihrem Verhalten gegenseitig. Aus diesen sehr unterschiedlichen Formen des Austauschs leitet sich eine Dynamik des Werdens ab, die nicht nur der Erhaltung des Bestehenden dient. Es kann auch etwas qualitativ Neues entstehen, etwas, das es vorher nicht gab. Irgendein Ereignis wird zum Anreiz, sich mit ihm auseinanderzusetzen; das, was notwendig oder brauchbar ist, wird in die eigene Lebensform integriert, anderes wird ignoriert oder einfach vergessen und geht zugrunde. Nicht nur die innere Identität eines Lebewesens verwandelt sich dabei, sondern auch seine Beziehung zu anderen. Dadurch taucht auch in der Umwelt ein neuer Impuls auf, eine Herausforderung, die andere Lebewesen nun bewältigen müssen. Was einmal entstanden ist, lässt sich nicht mehr auslöschen; es bildet in irgendeiner Form eine Grundlage für alles künftige Werden. Die Vorstellung, die Ordnung der Natur sei so statisch wie der Aufbau einer Maschine, den auch menschliches Handeln nicht verändern kann, hat sich daher längst als anachronistisch erwiesen.

Unter verhaltensbiologischer Perspektive beinhaltet die Überwindung einer ausschließlich an menschlichen Interessen orientierten Perspektive, dass Tiere nicht nur Objekte der Beobachtung und des Amusements sind, sondern Subjekte mit eigenen Interessen. Diese gilt es zu kennen und zu respektieren. Von den Menschen wird daher gefordert, dass sie sich soweit möglich auf das Verhalten und die Bedürfnisse andersartiger Lebewesen einstellen. Dies dient zum einen ihrem eigenen Schutz und dem der Tiere; zum anderen kann man nur so wilde Tiere beobachten und ihnen manchmal in fast magischen Augenblicken sogar aus nächster Nähe begegnen.

Wie sehr dabei die in einem klassisch naturwissenschaftlichen Studium erworbene Einstellung der Objektivierung im Umgang mit Tieren überwunden werden muss, schildert beispielhaft der Biologe Farley Mowat in seinem Buch ‚Never Cry Wolf‘. Als Biologe wurde er in den Norden Kanadas geschickt, um die arktischen Wölfe zu studieren. Eindrucksvoll beschreibt er seine Verwirrung, als er plötzlich spürt, wie er selbst zum Objekt der Beobachtung wird – durch ein Wolfspaar. In seiner mehr als sechs Monate währenden Feldstudie lernt er, die Wölfe als Lebewesen mit eigenen Ausdrucksformen anzusehen. Erst so erschließen sich ihm ihre unterschiedlichen Verhaltensweisen, die sich in ihren Spielen, ihrem Liebes- und Familienleben und ihrem Jagdverhalten zeigen.

Ähnlich beredt schildert auch der amerikanische Literat Bill Bryson die völlig unerwartete Begegnung mit einem Elch auf dem Apalachian Trail im Nordosten der USA: „Als ich so am Ufer kniete, spürte ich irgendetwas Merkwürdiges, das mich veranlasste aufzustehen und durch das Gestrüpp am Ufer zu schauen. Aus dem dunklen Unterholz knapp fünf Meter von mir entfernt starrte mich mit hasserfülltem Blick ein Elch an. Mitten im Wald einem wilden Tier, das größer ist als man selbst, von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen, ist eine außergewöhnliche Erfahrung. Man weiß natürlich, dass diese Tiere dort leben, aber man erwartet in keinem Moment, tatsächlich einem zu begegnen, und schon gar nicht, eines aus so unmittelbarer Nähe zu sehen. Wir schauten uns minutenlang in die Augen, beide unsicher, wie wir uns verhalten sollten. Es lag etwas Abenteuerliches in dieser Begegnung, aber auch etwas Tiefgründiges und Elementares - eine Art gegenseitiger Anerkennung, die ein dauerhafter Blickkontakt mit sich bringt. Das war das Aufregende daran - das Gefühl, dass in unserer behutsamen, gegenseitigen Respektbezeugung gewissermaßen eine Begrüßung zum Ausdruck kam.“¹¹

Die Komplexität des Ökosystems lässt sich jedoch nicht nur naturwissenschaftlich erklären: Sie ist nicht ethisch neutral, sondern sollte erhalten werden. Sie ist ein Gut, dass

es zu bewahren gilt. Doch warum? Zum einen gilt es unter rein anthropozentrischer Perspektive die Natur zu bewahren, damit es auch in Zukunft noch Menschen auf diesem Planeten geben kann. Eine Bedingung ihres Überlebens sind weitgehend intakte Ökosysteme. Naturschutz dient dem Eigennutz. Dabei gilt es freilich nicht nur die Vielzahl von Lebensformen zu bewahren, die ohne Zweifel in einem Zoo am höchsten ist, sondern deren Vernetzung. Nur dann sind Ökosysteme zumindest für eine gewisse Zeit stabil. Genau das beinhaltet der Schutz der Biodiversität, der heute in aller Munde ist. Der Verlust an Artenreichtum, so argumentiert exemplarisch der Biologe Edward Wilson, bedeutet mit der Verarmung der Natur auch eine des Menschen: „Im Grunde meinen wohl alle Ökologen, dass mit jeder biologischen Art auch ein Teil humanen Daseins verloren geht. Jeder Mikroorganismus, jedes Tier, jede Pflanze trägt in ihrer Erbsubstanz zwischen einer Million und zehn Milliarden Bits an Information, die in einem langen Evolutionsprozess über viele Jahrmillionen eingearbeitet worden ist. Meines Erachtens sollte niemand die Hoffnung hegen, wir würden je eine natürliche Art auch nur annähernd in ihrer Vielfalt wirklich begreifen, geschweige denn sie wieder ersetzen können. Deshalb ist die Artenvielfalt eine unserer wichtigsten Ressourcen. Wir vernichten mit der Formenvielfalt gleichzeitig die Reserven der Natur für eine genetische Regeneration. Wir töten die Fähigkeit, neues Leben hervorzubringen, ab.“¹²

Heute verursachen weniger der Klimawandel, als vielmehr zahllose andere Eingriffe ein dramatisches Artensterben: Allen voran fordert der dramatische Bevölkerungswachstum vor allem in Schwellen- und Entwicklungsländern in Verbindung mit dem ständig wachsenden Konsum die Nutzung von immer mehr Flächen für die Nahrungsmittelproduktion und die Anlage von Städten und Industriekomplexen. Pestizide, die Insekten töten, vernichten zugleich die Lebensgrundlage von Vögeln; auch Monokulturen, zu denen auch die im Namen der Energiewende angelegten Maisfelder gehören, zerstören ebenfalls den Lebensraum von Insekten, Vögeln und vielen anderen kleineren Tieren; Windräder wiederum erschlagen zahllose größere Vögel, nachdem sie oft mit viel Mühe und Idealismus in ihrem Lebensraum wieder angesiedelt wurden; für Holzhäckselheizungen und Biogasanlagen werden derzeit die Wälder leergeräumt wie seit Jahrhunderten nicht mehr und Böschungen und Hecken abrasiert; Blei und andere Schwermetalle, Kadmium und Lithium in Solarpanelen und den zahllosen Batterien für e-Mobilität verseuchen ebenso wie die Algizide an isolierten Häusern das Wasser von Flüssen und zerstören den Lebensraum von Wasserlebewesen. Das dadurch beförderte

Artensterben verursacht, wie Wilson gesagt hat, verursacht Schäden, die in die Jahrtausende gehen.

Teil 4: Ästhetische und spirituelle Motive

Anders als derzeit in Europa, wo Ängste und der Appell an ethische Pflichten gegenüber kommenden Generationen die Hauptmotive für den Natur- und Umweltschutz bilden, wird in den USA viel stärker mit zwei weiteren Motiven argumentiert: dem ästhetischen und dem spirituellen. Betrachten wir die ästhetische Wirkung der wilden Natur, die zahllose Menschen in ihren Bann schlägt, daher etwas genauer. Es handelt sich um eine Schönheit, die nicht von Menschen und für diese gemacht wurde, die daher auch keine menschlichen Ideen ausdrückt. Doch beruht sie deshalb nur auf dem subjektiven Erleben? Oder hat sie eine objektive Grundlage, die deshalb auch von sehr verschiedenen Individuen empfunden wird? An vielen Stellen wirkt das Zusammenspiel von Felsformationen, Teichen, Bächen oder Wiesen, wie die Bilder von Ansel Adams exemplarisch zeigen, wie ein Zengarten. Dessen Ästhetik spricht weltweit zahllose Menschen jenseits kultureller Differenzen unmittelbar an. Um die Ästhetik der wilden Natur und ihre Wirkung besser zu verstehen, möchte ich daher einen kleinen Exkurs machen:

Was eigentlich macht einen Zengarten aus? Wie entsteht er? Und was drückt sich in ihm aus? Bei einem Zengarten handelt es sich um ein Arrangement, bei dem alle Teile so wirken, als ob sie sich mit innerer Notwendigkeit genau an dem Ort befinden, wo sie hingehören. Und sie nehmen genau den Raum ein, der es ihnen ermöglicht, sich so zu präsentieren, dass ihre eigene Gestalt optimal zum Ausdruck kommt. Alle Teile sind so zusammengefügt, dass ein Ganzes entsteht. Man könnte nicht den kleinsten Teil herausnehmen oder seine Position oder Größe verändern, ohne die Gesamtwirkung zu verändern oder gar zu zerstören. Alle Elemente des Gartens, obgleich klar unterscheidbar, gehören zusammen. Im Einzelnen zeigt sich daher das Ganze.

Gusty Herrigel, die in Japan die Kunst des Blumen-Weges erlernte, schreibt: „Für den Japaner bedeutet alles Leben eine ununterbrochene Einheit, aus gemeinsamer Wurzel stammend. Wenn er auch Pflanze vom Tier und beide vom Menschen unterscheidet, so glaubt er doch nicht, an die Begrenzung von Wertunterschieden. Es könnte sein, dass eine Blume oder ein Blütenzweig die Gestalt des Lebens reiner widerspiegelt als irgendein Mensch. Wer also glaubt, es genüge zur Erlernung der Blumenkunst, sich Blumen gegenüber als feinfühlig, Tieren gegenüber einigermaßen verträglich und umgänglich zu erweisen, ist ebenso schlecht beraten wie der, welcher alle Betonung auf den Umgang mit

Menschen legt, Blumen und Tiere dagegen als mehr oder weniger willkommene Begleiterscheinungen – eben nur ‚auch‘ daseiend – ansieht. Nach seiner Meinung könnten diese sogar fehlen, ohne dass der Bereich des menschlichen Daseins irgendwelche Einbuße erlitte! Blumen als wohltuend empfundener Schmuck, Tiere im Zoo, diese gelegentlichen Begegnungen genügen ihm, der so viel Wichtigeres zu tun hat! In Wirklichkeit aber ist die Beobachtung von Blumen ebenso wichtig wie die des Lebens und seiner Fülle überhaupt, der Kontakt im Umgang mit Menschen und Tieren ebenso wichtig wie der mit Blumen. Der angehende Blumenkünstler ist also kein Spezialist, der alles andere, was nicht Blume heißt, vernachlässigen darf, sondern er gliedert sich allumfassend ein.“¹³

Einen Zengarten anzulegen gleicht daher nicht dem planenden Gestalten eines Landschaftsarchitekten. Er entsteht nicht durch das sorgfältige Abwägen unterschiedlicher Interessen und Ideen, die es bei der Gestaltung zu berücksichtigen gilt. Der Künstler sieht sich nicht als jemanden, der seine Absichten den Dingen aufprägt, indem er sie nach seinen Zielen, aufgrund seines Willens und aufgrund des Strebens nach Originalität arrangiert. Er versteht sich auch nicht als jemanden, der durch schöpferische Genialität hervorsticht oder von den Mächten des Unbewussten oder äußeren Reizen getrieben wird. Im Gegenteil: Nur indem er sich selbst losgelassen hat, wird er fähig, aus einem tieferen Grund zu schaffen. Der Mensch ist weder ein absichtsvoll Handelnder, noch ein Getriebener. Nur aus der ‚coincidentia oppositorum‘, dem ‚Ineinsfall der Gegensätze‘ von Aktion und Passion wird ein Werk geboren. Indem der Künstler, so betont Gusty Herrigel, in seiner eigenen Mitte ruht, erschließt sich ihm auch das zu gestaltende Objekt in seiner Tiefenstruktur: „Der Schüler wird nicht allein auf die äußere, konkrete, dem Auge sichtbare Tätigkeit gelenkt. Erst die stille Einkehr lässt ihn ruhig, entspannt und andachtsvoll zur Arbeit übergehen. Von seiner Wesensmitte und inneren Besinnlichkeit geht der Weg in gerader, harmonischer Linie zur Außenwelt. Die Augen werden von dem Wunder der Schönheit der vor ihm liegenden Pflanze erfüllt. Der Schüler vertieft sich begeistert in den Zauber ihres naturhaften Eigenlebens. Verbunden mit dem alleinigen Sein, aufgenommen im Gesamt des Kosmos, kann er vom Zentrum seines Menschseins gestalten.“¹⁴ Das, was dargestellt wird, wird nicht von Menschen erzeugt; es kann lediglich von ihnen künstlerisch in unterschiedlichen Medien zum Ausdruck gebracht werden. Um dies zu leisten muss der Künstler von sich selbst absehen und auf die Dinge hören. Andernfalls steht er sich selbst im Weg. Er schafft daher weder aus der Gegenüberstellung zum Objekt noch aus der Identifikation mit ihm, sondern aus der Teilhabe an ihm. Um ein Blumengesteck, einen

Steingarten oder einen Garten mit Bäumen so zu arrangieren, dass, obwohl künstlich, vollkommen natürlich wirkt, fordert es daher eine jahrzehnte- oder gar lebenslange Disziplin. Sie ist die Voraussetzung für ein Schaffen, in dem der Künstler mit seinem Eigenwillen zurücktritt um den Dingen Raum zu geben, sich selbst darzustellen. Gusty Herrigel formuliert: „Sich ganz hingeben in Selbstverleugnung und Geduld, sich nicht wichtig nehmen, sondern einordnen, gütig, unaufdringlich.“¹⁵

Durch vollkommene Präsenz wird der Zenmeister zu einer Art Geburtshelfer, der in immer wieder neuen Medien die Einheit allen Lebens sichtbar macht, die gewöhnlich verborgen bleibt. Er wird zu einer Vermittlung zwischen einer unsichtbaren Ordnung und der sinnlich wahrnehmbaren. Indem Steine oder Pflanzen arrangiert, wird die unsichtbare Ordnung in einem winzigen, ausgewählten Ausschnitt der Wirklichkeit erkennbar. Ein Zengarten vermittelt daher dem Betrachter das Gefühl, für einen Augenblick einen Einblick in die Ordnung der Dinge zu gewinnen. Diese ist vollkommen und daher schön. Dadurch wirkt sie auf den Betrachter anziehend. Ebenso wenig wie der Künstler darf freilich der Betrachter in sich gefangen sein. Auch er muss in seiner Mitte ruhen, um empfänglich für die Aussage des Zengartens zu sein. Dann freilich entsteht das Gespür für etwas, das menschliches Planen ebenso übersteigt wie rationale Begriffe. Der Garten erscheint daher dem Betrachter nicht wie irgendein künstlerisches Objekt, das er bewundert und mit wissenschaftlicher Distanz begutachtet. Die sich in ihm manifestierende Ordnung geht ihn selbst unmittelbar an, weil sie auch ihn trägt. Er steht ihr nicht gegenüber, sondern partizipiert an ihr. Deshalb kann sie sich auch nur einer Einstellung offenbaren, die auf Partizipation und nicht auf Objektivierung beruht.

Anders als eine Maschine, die zwar faszinierend, aber kalt wirkt, wirkt ein Zengarten anziehend, sogar wenn er nur aus Steinen besteht. Während eine Maschine zwar ein zweckvolles Ganzes ist, funktionieren ihre Teile nach kausalmechanischen, physikalischen Gesetzen. Sogar wenn man, wie Pascal und Newton, die Welt in ihrer Ganzheit als von Gott geschaffen und damit als sinnvoll ansieht, wohnt der Geist den einzelnen Teilen der Weltmaschine nicht inne. Anders dagegen ein Zengarten: Er ist genau dann gelungen, wenn er nicht künstlich wirkt, wenn man also nicht den Eindruck hat, dass er einem ihm äußerlichen Zweck dient. Dies unterscheidet ihn von einer französischen Gartenanlage, einem Park, einem Nutz- oder Ziergarten. In seinem Arrangement drückt sich die gestalterische Kraft in jedem seiner Teile unmittelbar aus. Geistiges ist im Sinnlichen gegenwärtig. Dadurch kann nun seinerseits das Sinnliche die Menschen in ihrer Geistigkeit ansprechen. Es entsteht eine Beziehung zwischen Mensch und Natur, die Sinnliches und

Geistiges umgreift. Die Idee der Zenkunst beschreibt Herrigel mit folgenden Worten. "Dem vollendeten Künstler des Blumenstellens wird es darauf ankommen, Werke zu schaffen, die wie Schöpfungen der Natur selbst aussehen. Ist nun ein solches Blumenstück ein Gebilde der Natur oder der Kunst? Eine eindeutige Antwort hierauf ist außerordentlich schwierig. Denn für den Japaner bilden Leben und Kunst, Natur und Geist eine unlösbare ungeschiedene Einheit. Er erlebt die Natur gar nicht anders als unmittelbar beseelt, den Geist nicht anders als naturhaft, absichtslos. Für ihn ist Natur weder tot noch geistlos, noch bloßes Symbol und Gleichnis. Das Ewige selbst ist in ihrer lebendigen Schönheit unmittelbar gegenwärtig."¹⁶

Damit gewinnt, obgleich dies im Zen nicht ausdrücklich thematisch wird, die Natur eine ethische Dimension: Man kann in sie nicht willkürlich nur aufgrund menschlicher Pläne eingreifen, ohne die innere Harmonie der Elemente zu zerstören. Damit wird eine anthropozentrische Perspektive der Natur überwunden. Die Natur ist kein bloßes Mittel menschlicher Selbsterhaltung oder etwas, das als Ressource für Erholung und Entspannung dient. Die Menschen sind ihrerseits ein Teil der Natur, die sie trägt. Ein nicht gestaltetes Sein ist der schöpferische Urgrund allen Werdens. Es wird zur unerschöpflichen Quelle der Erneuerung und damit eines immer wieder neuen künstlerischen Ausdrucks wird, ohne doch mit einer der begrenzten Gestalten identisch zu sein. Jede Form freilich ist immer auch vergänglich.

Kommen wir zu der Ästhetik der wilden Natur zurück. Wie kommt es, dass sie in frappierender Weise der Ästhetik eines Zengartens gleicht, - obwohl es keinen Zenmeister gibt, der ihn angelegt hat? Und wie kommt es, dass sich diese Flecken nicht nur hier und da vereinzelt und scheinbar zufällig finden, sondern wieder und wieder? Und dass diese Ästhetik zudem noch von zahllosen Menschen so wahrgenommen wird?

Naturwissenschaftlich betrachtet könnte das ganze Arrangement von Steinen, Felsbrocken, Wasserläufen, Seen, Gräsern und Blumen auf der schlichten Verbindung von Naturgesetzen mit zufälligen Ereignissen beruhen. Ein Stein könnte in diesem Teich liegen, weil er bei starkem Frost von einer Felswand abgesprengt wurde und an diesem Punkt einfach nicht mehr genügend kinetische Energie hatte, um weiter zu rollen; ein Grasbüschel wächst zufällig neben ihm, weil der Wind seinen Samen hier hin trug und die notwendigen Bedingungen für sein Wachstum gegeben waren; rund um den Stein und den Grasbüschel hat sich ein kleiner Teich gebildet, weil die geologischen Formationen vor vielen Jahrhunderttausenden eine Gesteinsschicht hinterlassen haben, die leichter erodiert als das umliegende Gelände und damit tiefer ausgehöhlt wurde, so dass sich Wasser ansammeln

konnte; auch die Wirkung des Sonnenlichts, das den Grashalm zum Leuchten bringt und sich im Wasser bricht, verdankt sich der chemischen Zusammensetzung der Biosphäre und der Sonne. Alle Details könnten sich also rein kausal erklären lassen und ihre Harmonie würde lediglich durch das zufällige Zusammentreffen mehrerer, voneinander unabhängiger Kausalreihen entstehen. Dennoch wirkt das Arrangements so, als ob alles zusammenpasst, als ob die Teile sinnvoll zusammengefügt worden wären. Als ob also alles so sein sollte.¹⁷ Aus dem Zusammenspiel einer Vielzahl unterschiedlicher Elemente entsteht ein in sich stimmiges Ganzes. Wie bei einem Zengarten könnte man keinen Teil wegnehmen, ohne die Wirkung des Ganzen grundlegend zu verändern. Es erscheint so, wie es ist, als vollkommen. Die Schönheit der wilden Natur beruht daher weder auf dem planenden Willen von Menschen noch lässt sie sich auf ein rein subjektives Erleben einzelner Individuen beschränken. Dass Schönheit aus dem Zusammenspiel einer Vielzahl einzelner Elemente entsteht, ist ein Strukturmerkmal der von Menschen unberührten Natur. Es ermöglicht seinerseits das menschliche Überleben und ein in sinnlicher und emotionaler Hinsicht qualitativ reiches Leben.

Und doch ist diese Vollkommenheit keineswegs statisch. In der Natur vollzieht sich ein ständiges Werden und Vergehen. Berge werden gebildet und durch Erosion wieder abgetragen. Und genau in diesem Prozess entsteht immer wieder eine vollkommene Ordnung, mit neuen Elementen, an anderen Orten und zu anderen Zeiten. Dass etwas vergeht wird jedoch wiederum zur Grundlage neuen Werdens.

Dass so unterschiedliche Elemente sich immer wieder zusammenfügen, ist für John Muir Ausdruck des Wirkens der göttlichen Schöpferkraft. Sie manifestiert sich in den sinnlichen Erscheinungen und ist damit der Natur immanent. Durch sie sind die Kreaturen nicht nur äußerlich miteinander verbunden; sie drücken sich in ihrer Tiefendimension aus und kommunizieren miteinander. Dadurch dass sich jede Entität in ihrem Eigensein zum Ausdruck bringt, gewinnt die Natur eine Tiefendimension, die nicht objektivierbar ist. Dadurch wird die Natur ihrerseits zu einer, mit Karl Jaspers gesprochen, Chiffre der Transzendenz. In diesem Sinne schreibt Muir: „Keine der Landschaften der Sierra, die ich jemals gesehen habe, enthält etwas wirklich Langweiliges oder Totes oder irgendeine Spur von dem, was in Fabriken als wertlos und Abfall bezeichnet wird; alles ist vollkommen sauber und rein und voller göttlicher Lektionen. Wenn wir versuchen irgendetwas herauszunehmen, dann finden wir es mit allem anderen im Universum verbunden. Je weiter und höher wir kommen, desto mehr erscheint die Natur als eine Dichterin, als ein begeistert

Schaffender; die Berge sind Quellen, uranfängliche Orte, die mit Ursprüngen verbunden sind, die den sterblichen Gesichtskreis überschreiten.“¹⁸

Die menschliche Vernunft setzt zwar Zwecke und wählt Ziele aus; sie kann die Gesetze der Natur und der Kunst erkennen und dadurch kreativ werden und vorbildlos Neues schaffen. Und doch ist alles, was die menschliche Vernunft arrangieren kann, begrenzt. Es bleibt Stückwerk. Betrachtet man dagegen die Natur in ihrer Komplexität, dann, so Muir, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass diese nicht nur durch das Zusammenwirken von Zufall und Naturgesetzen erklärt werden kann, sondern dass sich in ihr in unterschiedlichen Graden auch die gestaltende Kraft einer göttlichen Vernunft manifestiert. Diese übersteigt alles, was Menschen mit ihren eigenen Planungen schaffen könnten. Muir schreibt: „Alle Gletscherwiesen sind schön, aber nur wenige sind so vollkommen wie diese. Mit ihr verglichen sind die am besten geebneten, befeuchteten, geschnittenen künstlichen Rasenflächen von Vergnügungsstätten grobe Dinge. Es ist hier so ruhig und abgeschieden und doch offen zum Universum und in Gemeinschaft mit allem Guten.“¹⁹ Die Natur ist die eigentliche Lehrmeisterin künstlicher Erzeugnisse, nicht umgekehrt. ‚Ars imitatur naturam‘ war auch das Leitmotiv der Architektur der Kathedralen.

Doch keineswegs jeder sieht die Schönheit der Natur. Diejenigen, die in der Umtriebigkeit des Alltags gefangen sind, sind blind für sie. Wie Gusty Herrigel so betont auch Muir, dass sich die Schönheit der Natur nur dem erschließt, der zu innerer Stille und Einfachheit fähig ist. Nur dann hat er die nötige Sammlung, um die Natur zu betrachten, ohne sie experimentell oder handelnd zum Objekt zu machen. Und nur durch diesen Wechsel in der erkenntnistheoretischen Einstellung zeigt sich ihm das in der Natur, was die empirische, unmittelbar sinnliche Wahrnehmung überschreitet.

Teil 5: Spuren des Göttlichen

Doch John Muir geht noch einen Schritt weiter: Der Prozess der Evolution beginnt bereits im Anorganischen. Aus ihm konnte ein Wesen hervorgehen, das Geist hat und selbst Zwecke setzen kann. Die Natur, aus der der menschliche Geist hervorgegangen ist, hatte offenbar das Potential, ihn zu erzeugen. Sie kann daher nicht nur das ganz Andere, Fremde sein, nicht nur tote, rein physikalisch zu beschreibende Materie, aus der der Mensch mit seinem nach Sinn suchenden Geist übergangslos aufgetaucht ist. Dann aber ist der Mensch auch nicht, wie Pascal, Heidegger und Sartre glaubten, in eine völlig sinnleere Natur hineingeworfen. Er kann das Potential zu dem, was ihn als geistiges Wesen möglich

gemacht hat, schon in der unbelebten Natur erkennen. Dadurch kann sich der Mensch als leib-geistige Einheit wieder in ihr beheimatet fühlen.

Sinn und Wert, die nicht allein auf menschlichen Setzungen beruhen, überdauern die Endlichkeit des menschlichen Lebens. Damit wird auch die Frage nach einem die Welt in ihrem Werden tragenden Grund unabweisbar.²⁰ Obwohl die Gottheit nicht zum Ausgangspunkt der Argumentation gemacht wird, öffnet sich so doch der Blick wieder für ein transzendentes Sein. Ausdrücklich formuliert Muir: „Jede verborgene Zelle pulsiert mit Musik und Leben, jede Faser ist durchdringend wie die Saiten einer Harfe. Kein Wunder, dass die Hügel und Wälder die ersten Tempel Gottes waren und je mehr diese abgeholzt und in Kathedralen und Kirchen gehauen werden, desto entfernter und schwächer erscheint der Herr selbst.“²¹

Doch trotz der Spur des Göttlichen in der Welt ist diese nicht vollkommen. Es gibt auch Naturkatastrophen, Chaos, Unordnung und Kampf. Von Wesen, die Schmerz und Leid empfinden wie Tiere und zudem noch davon wissen, wie Menschen, werden diese Einflüsse als Leid erlebt. Leid gehört daher untrennbar zur Endlichkeit des Daseins. Als Übel, nicht als moralisch Böses, ist es ein integraler Teil der Welt. Doch Veränderung ist die Voraussetzung, damit Neues entstehen kann. Muir sah deshalb sogar in ihnen eine ordnende Macht. Unmittelbar nach einem schweren Erdbeben, das er in Yosemite Valley erlebte, schreibt er: „Stürme aller Art, Sturzbäche, Erdbeben, Sintfluten, ‚Erschütterungen der Natur‘, usw. wie mysteriös und gesetzlos sie auf den ersten Blick erscheinen mögen, sind nur harmonische Noten im Gesang der Schöpfung, unterschiedliche Ausdrucksformen von Gottes Liebe.“²²

Teil 6: Zusammenfassung

Zusammenfassend kann man sagen: Die Ordnung der Natur lässt sich nicht rein naturwissenschaftlich verstehen. Sie wird gebildet aus dem Zusammenwirken von Kräften, die völlig verschiedene Ursachen haben: Zu ihnen gehören kausal-mechanisch wirkende Ursachen ebenso wie menschliche Zwecke, die dem kulturellen Kontext entstammen. In ihrer Schönheit erscheint die Natur als Ausdruck einer die Menschen weit übersteigenden Vernunft, die sich in der Vielfalt der Formen und der Fülle des Lebendigen in unterschiedlichen Graden und Weisen manifestiert. Die Natur ist daher nicht das ‚Andere der Vernunft‘, sondern eine bestimmte Form des Ausdrucks von Vernunft. Eine kontemplative Form der Naturbetrachtung kann daher zum Anstoß werden, schließlich auch nach dem Ursprung der Welt zu fragen. Und sie kann eine ethische Wirkung hervorrufen,

weil sich der Mensch seiner Stellung im Kosmos bewusst wird und lernt, die Bedeutung der Dinge in einem größeren Rahmen zu betrachten. Dieses veränderte Naturverständnis ist dann auch ein Element in der Überwindung des von Jonas diagnostizierten Nihilismus. Diese Überzeugung verbindet Albert Einstein, der trotz aller Erfolge der Physik das Staunen über die Ordnung der Natur nicht verlernt hat, mit den amerikanischen Naturalisten: Für beide wird die Naturbetrachtung zu einem Weg zur Freiheit von sozialen Zwängen und zu innerem Frieden. Sieht man in der Natur eine Spur des Göttlichen, dann kann man mit Muir sagen. ‚In die Wildnis zu gehen heißt, nach Hause zu kommen.‘²³

¹Plotin: Enn. III,8,4, 18-20, in: Plotins Schriften Bd. III, (Übers.: Richard Harder, Neub.m. griech. Text u. Anm.: Rudolf Beutler; Willy Theiler), Hamburg 1964: „Wollte einer sie fragen, um wessentwillen sie schafft, und sie ließe sich herbei, auf den Frager zu hören und Rede zu stehen, so würde sie wohl antworten: `Eigentlich gebührte sich's nicht zu fragen, sondern auch seinerseits schweigend zu verstehen, so wie ich schweige und nicht gewohnt bin zu reden. Und was denn zu verstehen? Dass das, was entsteht, ein von mir, der schweigenden, Geschautes ist, ein Betrachtetes, das nach meiner Anlage entstand. ... Und mein Betrachten bringt das Betrachtete hervor, so wie die Mathematiker zeichnen, indem sie betrachten; und während ich... betrachte, treten die Linien der Körper ins Dasein, gleichsam wie ein Niederschlag.“

²Simplikios: In phys. 4,17- 5,21, zit. in: S.Sambursky: Religion und Naturwissenschaft im spätantiken Denken, Heidelberg/ New York 1981, 110f.

³ So betont der Physiker Erwin Schrödinger (Geist und Materie, Zürich 1989, 126, vgl. auch: 134f): „Fragt man einen Physiker nach seiner Vorstellung vom gelben Licht, so wird er sagen, dass es aus transversalen elektromagnetischen Wellen besteht, deren Wellenlängen in der Nachbarschaft von 590 μm ($1\mu\text{m} = 10^{-6}\text{ mm}$) liegen. Fragt man ihn aber: „Wo steckt denn da das Gelb?“, so wird er antworten: „In meinem Bilde überhaupt nicht; aber alle Schwingungen dieser Art geben, wenn sie auf die Netzhaut eines normalen Auges fallen, dem Besitzer dieses Auges die Empfindung von Gelb.“ Vom beobachteten Objekt kann man keinen Ausschluss über das beobachtende Subjekt gewinnen. Der Akt der Beobachtung und das Beobachtete müssen mit einem je anderen Begriffssystem beschrieben werden.

⁴A. Koyré: Von der geschlossenen Welt zum unendlichen Universum, Frankfurt/M. 1980, 12: „Diese naturwissenschaftliche und philosophische Revolution kann grob als Ursache für die Zerstörung des Kosmos bezeichnet werden, das heißt dafür, dass die Vorstellung von der Welt als endliches, geschlossenes und hierarchisch geordnetes Ganzes, ein Ganzes, in dem die Hierarchie der Werte die Hierarchie und Struktur des Seins bestimmte, aufsteigend von der dunklen, schweren und unvollkommenen Erde zur immer höheren Vollkommenheit der Sterne und himmlischen Sphären, aus den philosophisch und wissenschaftlich gültigen Auffassungen verschwand. Sie wurde abgelöst durch ein grenzenloses und sogar unendliches Universum, in dem alle Bestandteile auf derselben Stufe des Seins stehen. Das wiederum bedeutet, dass das wissenschaftliche Denken alle Überlegungen aufgibt, die auf Wertvorstellungen wie Vollkommenheit, Harmonie, Bedeutung und Zweck beruhen; am Ende steht die völlige Entwertung des Seins, die Scheidung der Welt der Werte von der Welt der Fakten.“

⁵B.Pascal: Frg. 128, in: Pensées, Birsfelden-Basel, o.J., 61: „Der Mensch ist nur ein Schilfrohr, das schwächste der Natur; aber er ist ein denkendes Schilfrohr. Es ist nicht nötig, dass das ganze Weltall sich waffne, ihn zu zermalmen: ein Dampf, ein Wassertropfen genügen, um ihn zu töten. Aber wenn das All ihn zermalmte, so wäre der Mensch doch edler als das, was ihn tötet, denn er weiß, dass er stirbt und kennt die Überlegenheit, die das Weltall über ihn hat; das Weltall weiß nichts davon.“ - Auch: Pensées Frg.313, op.cit. 146ff. - B.Pascal: Pensées Frg.14, op.cit., 15f.

⁶ H.Jonas: Gnosis, Existentialismus und Nihilismus, in: Ders.: Das Prinzip Leben. Aufsätze zu einer philosophischen Biologie, Frankfurt/M./ Leipzig, 1994, 369-371: „Das nur noch Vorhandene, das Da der bloßen Naturdinge, ist entblößt und entfremdet zum bloßen Gegenstand. ... Diese existentialistische Entwertung der Natur spiegelt offenbar ihre spirituelle Entleerung durch die moderne Naturwissenschaft wider. ... Nie hat eine Philosophie sich so wenig um die Natur gekümmert wie der Existentialismus, für den sie keine Würde behalten hat. ... Der gnostische Mensch ist geworfen in eine widergöttliche und daher widermenschliche Natur; der moderne Mensch in eine gleichgültige. Erst letzteres bedeutet das absolute Vakuum, den wirklich bodenlosen Abgrund. ... Das macht den modernen Nihilismus um vieles radikaler und verzweifelter, als der gnostische Nihilismus mit all seinem Schrecken vor der Welt und seiner Auflehnung gegen ihre Gesetze je sein konnte. Dass die Natur sich nicht kümmert, ist der wahre Abgrund. Dass nur der Mensch sich kümmert, in seiner Endlichkeit nichts als den Tod vor sich, allein mit seiner Zufälligkeit und der objektiven Sinnlosigkeit seiner Sinnentwürfe, ist wahrlich eine präzedenzlose Lage.“

-
- ⁷ Ansel Adams: *An Autobiography*, New York 1996.
- ⁸ Dayton Duncan – Ken Burns: *The National Parks. America's Best Idea*, New York 2009.
- ⁹ Thomas Moran, National Gallery of Art, Washington, New Haven/ London 1997.
- ¹⁰ A. N. Whitehead: *Prozeß und Realität. Entwurf einer Kosmologie*, Frankfurt/M. 1984², 109.
- ¹¹ Bill Bryson : *Picknick mit Bären*, München 1998¹¹, 299.
- ¹² Edward O. Wilson: *Bedrohung des Artenreichtums*, in: *Spektrum der Wissenschaft* 11/1989, 93.
- ¹³ G.Herrigel: *Zen in der Kunst des Blumen-Weges*, Bern/ München/ Wien 1989⁴, 54f.
- ¹⁴ G.Herrigel: *Zen*, op.cit. 58.
- ¹⁵ G.Herrigel: *Zen*, op.cit. 62. – Auch: E. Herrigel: *Zen in der Kunst des Bogenschießens*, Otto-Wilhelm-Barth-Vlg.: o.O., 1979¹⁹, 55; 58: Der deutsche Philosoph Eugen Herrigel, der sich viele Jahrzehnte in der Kunst des Bogenschießens übte, hat am eigenen Leibe erfahren, wie schwer es ist, das bewusste, willentliche Zielen zu verlernen und aus der inneren Einheit mit Scheibe, Bogen und Bewegung zu schießen. Die Treffsicherheit des Schützen entwickelt sich weder durch das bewusste Üben noch ohne es; sie entsteht nur aus der Koinzidenz von bewussten und unbewussten Prozesse, von Subjekt und Objekt. Das absichtslose Wirken aus dem Selbst ist die Frucht jahrelanger, harter Disziplin. Aus der gelassenen Sammlung des Übens löst sich das Werk schließlich mit jener mühelosen Leichtigkeit, die wir auch als Schönheit empfinden. Herrigel charakterisiert seinen Lehrer mit folgenden Worten: „Er verdankt der besinnlichen Ruhe, in der er die Vorbereitungen zum Werk ausführt, jene entscheidende Lockerung und Ausgewogenheit aller seiner Kräfte, jene Sammlung und Geistesgegenwart, ohne welche kein rechtes Werk gelingt. Absichtslos in sein Tun versunken, wird er dem Augenblick entgegengeführt, in dem sich das Werk, das ihm in ideellen Linien vorschwebt, wie von selbst vollbringt. Die Kunst des inneren Werkes, das nicht wie das äußere vom Künstler abfällt, das er nicht machen, sondern immer nur sein kann, entspringt aus Tiefen, von denen der Tag nichts weiß.“
- ¹⁶ G.Herrigel: *Zen*, op.cit. 68.
- ¹⁷ J.Muir: *The Mountains of California*, New York/ Toronto 2001, 14f.
- ¹⁸ J.Muir: *My first summer in the Sierra*, San Francisco 1988,109f.
- ¹⁹ J.Muir: *My first summer*, 142.
- ²⁰ Vgl.H.Jonas: *Unsterblichkeit und heutige Existenz*, in: Ders.: *Das Prinzip Leben*, 373-397.
- ²¹ John Muir: *My first summer in the Sierra*, 101f.
- ²² J.Muir: *The Wilderness World of John Muir. A selection from his collected work*, (Ed.: Edwin Way Teale), Boston/ New York 2001, 169.
- ²³ J.Muir: *The Mountains of California*, 45.